

Catherine Shepherd

Sündenkammer

Zons-Thriller · Band 9

LESEPROBE

Copyright der Originalausgabe © 2019

Catherine Shepherd

Alle Rechte vorbehalten.

Prolog

Es knistert und es duftet. Für einen winzigen Augenblick denke ich an Weihnachten, an raschelndes Geschenkpapier und glitzernde Schleifen. An die Überraschung. Als kleines Mädchen habe ich meine Geschenke nie sofort aufgemacht. Ich wollte raten, was drin ist, und den Moment der Spannung hinauszögern. Also nahm ich jedes Geschenk zuerst nur in die Hände und schüttelte es vorsichtig. Ich lauschte und erkundete sämtliche Details, das Gewicht, die Ecken, die Form. Das Papier raschelte dabei verheißungsvoll. So wie jetzt. Der Duft von damals hängt mir in der Nase. Frisches Holz und würzige Tannennadeln. Ich war immer so aufgeregt, dass jede Faser in mir vibrierte.

Doch in diesem Augenblick habe ich nur Angst. Und die Bilder von Weihnachten sind nichts weiter als ein Trugschluss, eine Art Selbstschutz. Ich kann nichts sehen, meine Augen sind verbunden. Alles ist schwarz. Es duftet nicht nur nach Tannennadeln, da ist viel mehr. Es riecht nach Wald und nach Feuer. Und das, was so verheißungsvoll raschelt, ist kein Geschenkpapier. Heute ist nicht der Tag, an dem ich etwas geschenkt bekomme. Ich werde etwas verlieren, vielleicht sogar das Leben. *Mein Leben*. Die zwei Wörter hallen durch meinen Kopf. Die Angst schnürt mir die Kehle zu. Tränen schießen mir in die Augen und durchnässen das Tuch, das mich am Sehen hindert.

»Bitte«, flüstere ich heiser. »Bitte, tun Sie mir nichts.«

Ich lausche meinen eigenen Worten, die durch die Luft flattern wie ein aufgescheuchter Vogelschwarm. Panisch drehe ich den Kopf hin und her. Mein Herz rast, und ich zerre mit Leibeskräften an meinen Fesseln, die mir tief in die Haut an Hand- und Fußgelenken schneiden. Ich warte auf eine Antwort. Doch die besteht nur aus Schweigen und dem Krächzen eines Raben irgendwo in der Nähe. Es raschelt nicht mehr.

»Bitte ...«, schluchze ich und bringe kein weiteres Wort mehr heraus. Ich weiß, dass er da ist. Ganz dicht bei mir. Ich spüre einen Luftzug und ich rieche ihn. Er stinkt nach Schweiß.

»In nomine Domini«, höre ich auf Lateinisch. Er predigt eine Flut von Worten, die mir zwar bekannt vorkommen, die ich jedoch nicht verstehe.

»Domine, exaudi orationem meam.«

Diesen Satz kenne ich: Herr, erhöre mein Gebet.

Meine Haut juckt fürchterlich. Es kratzt und beißt. Was, um Himmels willen, hat dieser Mann mit mir vor?

»Amen«, spricht er rau und verstummt.

Plötzlich reißt er mir das Tuch von den Augen. Das grelle Licht einer Fackel trifft mich wie ein scharfes Messer. Ich blinzele heftig und versuche, die Umgebung wahrzunehmen. Aber ich schaue nur in ein schwarzes Loch. Sein Gesicht. Er verbirgt es unter einer Kapuze. Sein langer Mantel weht im Nachtwind. Hinter ihm knistert das Feuer. Auf einmal bemerke ich das Kleid, das ich anhabe.

»Hilfe!« Ich sehe an mir hinunter und begreife augenblicklich, warum es mich überall juckt und kratzt. Ich trage irgendetwas aus Tierhaaren. Kein weiches Fell, sondern etwas unerträglich Kratziges. Hektisch zerre ich an meinen Fesseln. Ich kann das Gefühl auf meiner Haut keine Sekunde länger ertragen. Er starrt mich einfach nur an und genießt meine Qualen. Ich kann es spüren. Seine Stimme wabert immer noch durch meinen Kopf. Tief, heiser und unbittlich.

»Lassen Sie mich frei«, flüstere ich verzweifelt, und tatsächlich durchtrennt er nach einer Weile meine Fesseln. Sofort kratze ich mich und mache einen wackligen Schritt. Er packt mich grob an den Oberarmen und hält mich fest. Er wird mich töten. Ich weiß es in dem Moment, in dem ich die Äste sehe, die er eben zu einem Haufen aufgetürmt hat. Äste und Reisig. Das war das Rascheln, jetzt wird es mir klar. Ich blicke fieberhaft zwischen dem Scheiterhaufen und den Fackeln hin und her, die in regelmäßigen Abständen ringsum in der Erde stecken. Er stößt mich vorwärts und ich stolpere auf das Holz zu. Aus der Mitte des Haufens ragt ein Pfahl. Davor steht ein Kanister, plötzlich rieche ich das Benzin.

»Nein«, kreische ich und versuche mich loszureißen. Seine Faust donnert auf mich nieder. Ich schmecke Blut. Blitze zucken vor meinen Augen.

»Du hast gesündigt«, sagt er streng und hievt mich auf den Scheiterhaufen.

Ich taumele, halb ohnmächtig, trete nach ihm. Ich muss kämpfen. Das Feuer, der Benzingestank und das trockene

Holz machen mir Todesangst. Ich will nicht sterben. Mein Herz rast so schnell, dass mir schwarz vor Augen wird. Ich spanne alle meine Muskeln an.

»Nein!« Ich lasse mich mit vollem Gewicht fallen. Sein Griff lockert sich und ich komme frei. Hastig rolle ich den Haufen hinunter und lande mit der Nase voran auf dem harten Boden. Ich rapple mich irgendwie hoch und laufe, so schnell ich kann. Nur weg von hier.

Während ich renne, kreisen die Bilder in meinem Kopf. Wie er plötzlich in meiner Wohnung gestanden und mir ein Tuch auf Mund und Nase gepresst hat, bis meine Sinne schwanden. Ich bin erst hier draußen wieder aufgewacht. Irgendwo im Wald. Mit diesem Verrückten, der mir nach dem Leben trachtet. Seine schweren Schritte dröhnen hinter mir. Ich gebe alles. Ich bekomme kaum noch Luft. Ich schlage ein paar Haken, aber ich kann ihn nicht abschütteln. Zweige und Äste peitschen mir ins Gesicht. Ich spüre seinen heißen Atem im Nacken. Er ist mir dicht auf den Fersen. Ein Fausthieb trifft mich am Hinterkopf. Auf einmal läuft alles in Zeitlupe ab. Ich höre meinen eigenen Schrei. Ich sehe das Mondlicht durch die Baumkronen scheinen. Meine Knie geben nach. Ich sacke langsam zu Boden.

I

Mönchsgesang erfüllte die Nacht mit geheimnisvollen Stimmen. Bastian Mühlenberg hielt an und lauschte andächtig. Die tiefen, melodischen Töne trafen ihn direkt ins Herz. Er seufzte und blickte hinauf in den klaren Sternenhimmel. Die Wolken der letzten Tage hatten sich immer mehr zurückgezogen und der nahende Sommer kündigte sich an. Die Luft schien im Takt des Gesangs zu vibrieren. Bastian hatte nicht oft die Gelegenheit, den Mönchen zu lauschen. Die Franziskaner blieben lieber unter sich. Die Tore des Klosters öffneten sich nur sonntags zum Gottesdienst, und das gerade zwei Stunden, nachdem Pfarrer Johannes in der St.-Martinus-Kirche die Messe gelesen hatte. Darauf zumindest hatten sich die Geistlichen in mühsamen Gesprächen geeinigt. Die Mönche waren nicht sonderlich willkommen in Zons. Das lag zum einen an der strengen und für die meisten Menschen ungewöhnlichen Lebensführung, aber es lag auch an den fehlenden Einkünften für die Stadt. Das Kloster war von jeglichen Steuerzahlungen ausgenommen. Im Gegensatz zum Nonnenkloster verweigerten die Mönche zudem die von der Stadt Zons erbetene Hilfe zur Pflege von Schwachen und Kranken. Sie sahen ihre Hauptaufgabe alleinig in der religiösen Unterweisung und der Bekehrung von Andersgläubigen.

Bastian hegte keinerlei Groll gegen die Mönche. Doch seine Loyalität galt uneingeschränkt Pfarrer Johannes, der im Laufe der Zeit zu einem zweiten Vater für ihn geworden war.

Er hatte dem gutmütigen Mann vieles zu verdanken. So hatte ihm Johannes das Lesen und Schreiben gelehrt. Auch sein Amt bei der Stadtwache beruhte auf dem Einfluss seines Ziehvaters. Mit Anfang zwanzig bereits trug Bastian die ganze Verantwortung für die Bekämpfung von Verbrechen in Zons.

Er war dabei, die zur Nachtwache eingeteilten Männer zu überprüfen. Aufgabe der Stadtsoldaten war unter anderem, die Stadttore bei Tag und Nacht zu schützen. Bastian war ehrgeizig. Er wollte die Stadt sicherer machen und hatte den Wachdienst mit seiner Amtsübernahme eingeführt. Schon die bloße Präsenz seiner Männer hielt etliches Gesindel von kriminellen Vorhaben ab. Dafür jedoch mussten seine Soldaten wach sein. Er schüttelte entrüstet den Kopf. Sein Ärger war noch immer nicht verraucht, denn am nördlichen Stadttor hatte er die Wachleute schlafend vorgefunden. Dabei hatte es noch nicht einmal Mitternacht geschlagen. Bastian hatte die beiden Männer energisch aus dem Schlaf gerissen und ihnen eine Standpauke gehalten, bei der ihnen Hören und Sehen vergangen war. Sie würden den Rest der Nacht mit Sicherheit kein Auge mehr zutun. Nun war er auf dem Weg zur Mühle, wo zwei weitere Soldaten Wache standen. Oben vom Mühlenturm aus konnte tagsüber der südwestliche Teil der Stadt komplett eingesehen werden. Er überquerte den Platz vor dem Franziskanerkloster und wandte sich nach rechts. Die Stimmen der Mönche verebbten in der Nacht. Ein knorriger Kastanienbaum rauschte leise im Wind. Er schien etwas zu flüstern. Bastian ging zügig auf den Mühlenturm zu. Sein Haus, in dem er mit Marie und den beiden Kindern

lebte, lag rechter Hand in völliger Dunkelheit. Er hielt kurz inne und lauschte. Dann näherte er sich dem Mühlenturm und stutzte. Normalerweise brannte zumindest eine Fackel. Doch der hohe Turm thronte düster über der Stadt. Bastian pfiff durch die Zähne.

»Hugo, Peter? Wo seid Ihr?« Er blickte nach oben. Die Mühlenflügel hoben sich schwarz vom Himmel ab. Bastian kniff die Augen zusammen, konnte seine Männer jedoch nicht entdecken. Ob sie genauso fest schlummerten wie die beiden am Zollturm? Aufgebracht trat er ein und erklimmte die schmalen Holzstufen.

»He, zeigt Euch!« Bastian betrat die kleine Kammer unterhalb der Mühlenflügel, in die sich die Wachsoldaten bei schlechtem Wetter zurückziehen konnten. Es war so finster, dass er die eigene Hand nicht vor Augen sah. Er tastete sich an der Wand entlang und entzündete eine Fackel. Die Kammer war leer. Er ging hinaus auf den hölzernen Rundgang und umrundete einmal den Mühlenturm.

Nichts. Ganz Zons schlief. Nur die Baumkronen rauschten im Nachtwind und durchbrachen ab und an die nächtliche Stille. Nichts deutete darauf hin, dass hier überhaupt jemand Wacht gehalten hatte. Bastian rief abermals die Namen seiner Soldaten. Als er keine Antwort erhielt, stieg er die Stufen wieder hinunter. Wo steckten die beiden? Er spürte, wie der Ärger ihm erneut die Hitze in die Wangen trieb. Was fiel denen ein, plötzlich einfach seine Befehle zu verweigern? Ungehorsam kannte er von ihnen eigentlich nicht. Wütend

stapfte er durch die Nacht zum nächstgelegenen Wachposten am Feldtor.

»He, Martin«, rief er dem Stadtsoldaten zu, der am Torbogen lehnte und so aussah, als wäre er im Stehen eingeschlafen.

»Bastian? Was macht Ihr hier mitten in der Nacht?«

»Ich sehe nach Euch. Ihr habt doch nicht etwa geschlafen?«

Martin richtete sich kerzengerade auf. »Nein. Wo denkt Ihr hin?« Er rieb sich verräterisch die Augen.

»Wisst Ihr, wo Hugo und Peter stecken?«

»Sind sie denn noch nicht zurück?«

»Zurück?«, fragte Bastian scharf. »Was zum Henker meint Ihr? Warum sind die beiden nicht auf ihrem Posten?«

»Die alte Wilhelmine war vorhin hier und hat sich aufgeführt wie eine Verrückte. Sie will schon wieder den Geist des Totengräbers gesehen haben.« Martin tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. »Die tickt nicht ganz richtig.« Dann senkte er verlegen den Blick. »Ehrlich gesagt habe ich sie zu Hugo und Peter geschickt. Ich dachte mir, es ist nicht so schlimm, wenn der Mühlenturm für kurze Zeit unbewacht ist. Besser, als das Feldtor zu verlassen. Ludwig, der heute mit mir eingeteilt war, fühlte sich nicht wohl. Er ist nach Hause gegangen.«

Bastian schnaufte verärgert. »Seit wann sind die beiden denn weg? Sie mussten ja hier vorbeikommen.«

»Ich glaube, noch nicht so lange. Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich ein wenig eingedöst«, stotterte Martin und

brachte es dabei nicht fertig, ihm in die Augen zu sehen. »Tut mir leid.«

Bastian schüttelte den Kopf. »Ihr habt also gar nichts mitbekommen. Schön. Warum mussten die beiden auch gleich zu zweit mit Wilhelmine gehen? Einer hätte weiter Wacht halten können.«

Martin betrachtete noch immer seine Schuhspitzen und zuckte stumm mit den Achseln.

»Also gut. Ich suche nach ihnen und Ihr schlaft mir ja nicht mehr ein!« Er ließ Martin am Feldtor zurück und eilte zur Kirche. Er würde diesen Halunken Beine machen. Was fiel ihnen ein, wegen der verrückten Wilhelmine unerlaubt ihren Posten zu verlassen? Die Frau wohnte direkt neben dem Kirchhof. Sie war alt. Sehr alt. In letzter Zeit plapperte sie ständig von irgendwelchen Untoten, die sich vor ihrem Haus herumtrieben und die sie zu sich unter die Erde ziehen wollten. Selbst Pfarrer Johannes hatte sie schon mit ihrem wirren Gerede behelligt. Er betete häufig mit ihr, aber anscheinend half es nicht viel. Bastian seufzte, als er endlich das Gotteshaus erreichte. Der hohe Bau ragte schwarz vor ihm auf. Hie und da glitzerte darüber ein Stern am Himmelszelt. Bastian umrundete die Kirche und hielt vor Wilhelmines winzigem Haus an. Die Alte lebte mit einem Säuer zusammen, der so gut wie nichts zum Lebensunterhalt beitrug. Pfarrer Johannes steckte ihr hin und wieder ein paar Münzen zu. Wilhelmine war Näherin gewesen, bis das Augenlicht sie im Stich gelassen hatte. Hans, ihr Gatte, gehörte zu den unangenehmen Zeitgenossen. Mit Wilhelmine

ging er nicht sonderlich zimperlich um. Bastian hatte das ein oder andere Mal blaue Flecken an ihren Armen und in ihrem Gesicht bemerkt. Hans war viele Jahre als Schiffer über den Rhein gefahren. Vielleicht war er einfach immer zu lange von zu Hause fort gewesen. Wilhelmine jedenfalls gebär ihm keine Kinder, und als Hans für die Schifffahrt zu alt wurde, verfiel er dem Suff.

Bastian lauschte an der Haustür. Er hörte lautes Schnarchen. Leise klopfte er, und als sich nichts regte, stieß er das Fenster auf.

»Wilhelmine?« Er leuchtete mit der Fackel in einen schmalen Raum. Darin fanden sich ein Tisch, zwei Stühle, ein Kupferkessel neben der Feuerstelle und ein paar Holzlöffel. Von der Alten oder seinen Männern war nichts zu sehen. Für einen Augenblick befürchtete er, das Schnarchen könnte von ihnen stammen, doch dann glaubte er, Hans' Stimme zu erkennen. Bastian rieb sich nachdenklich das Kinn. Sollte er oben im Haus nachsehen? Wahrscheinlich würde er nur den schlafenden Hans wecken. Er beschloss, auf dem Kirchhof nachzusehen. Auf Zehenspitzen schlich er bis zu der hüfthohen Mauer, die den Friedhof begrenzte. Sein Blick glitt über die vielen steinernen Kreuze, Zeugen vergangenen Lebens. Seit eh und je wurden die Toten hier zur Ruhe gebettet. Plötzlich nahm Bastian eine Bewegung wahr. Nur ein Stückchen entfernt, hinter einem Baum stand jemand. Der Größe nach zu urteilen ein Mann.

»Hugo?«, flüsterte Bastian und stürzte zu der Gestalt.

»Pst. Seid bitte still!« Hugo legte den Zeigefinger auf die Lippen.

»Was zum Teufel treibt Ihr hier? Ihr seid zur Wache auf dem Mühlenturm eingeteilt.« Bastian zog Hugo vom Baum weg, doch der sah ihn überhaupt nicht an. Kreidebleich hielt er den Blick auf den Kirchhof gerichtet. Bastian schaute in dieselbe Richtung. Er konnte jedoch nichts erkennen.

»Habt Ihr getrunken?«, fragte er und wandte sich wieder zu Hugo um.

»Nein. Gewiss nicht. Die Untoten sind erwacht. Peter und Wilhelmine holen gerade den Pfarrer. Nur er kann ihre ruhelosen Seelen mit seinen Gebeten zurück ins Reich der Toten verbannen.« Hugo bekreuzigte sich, ohne den Blick vom Friedhof abzuwenden.

»Ich sehe dort nichts«, erwiderte Bastian. »Wo ist Eure Fackel?«

Hugo reagierte nicht. Seine Augen wurden so groß wie Mühlsteine.

»Da drüben. Seht Ihr das Licht?«

Bastian blickte sich erneut um. Ein Kreuz stand still neben dem anderen. Der Mond und die Sterne leuchteten. Zugegeben, die kalten Strahlen tauchten den Friedhof in ein gespenstisches Licht. Aber mehr war da nicht.

»Verflucht noch einmal. Hugo! Wollt Ihr mich zum Narren halten? Ich werde Euch ...« Bastian sprach nicht weiter, denn plötzlich löste sich etwas Schimmerndes von einem der Grabsteine. Er sah nicht genau, was es war. Doch es bewegte

sich. Es schien über den Boden zu schweben und verschwand hinter dem nächsten Grabstein.

»Was zum Teufel war das?«, brummte Bastian und sprang mit einem Satz über die Mauer.

»Die Untoten«, wisperte Hugo ängstlich. »Bleibt hier und lasst uns auf den Pfarrer warten.«

Aber Bastian hörte gar nicht mehr hin. Er wollte wissen, wer oder was sich hinter dem Grabstein versteckte. Er huschte über die matschige Erde. Vor einem Steinkreuz versank er knöcheltief im Schlamm. Bastian fluchte, zog seinen Fuß heraus und schlich vorsichtig weiter.

Da löste sich der helle Schimmer wieder von dem Grabstein.

»Stehen geblieben!«, brüllte Bastian, denn jetzt sah er eindeutig, dass jemand über den Friedhof eilte. Er jagte hinterher. Ein langes helles Gewand schimmerte im Mondschein. Bastian glaubte, eine Frau zu erkennen. Sie lief schnell, und Bastian hatte Mühe, ihr zu folgen. Seine Stiefel versanken immer wieder im schlammigen Boden und hinderten ihn am Fortkommen. Während die Frau unaufhaltsam weitereilte. Sie war mit Sicherheit viel leichter als er und sackte nicht so tief ein.

»Stehen geblieben!«, rief er abermals.

Die Frau reagierte nicht. Unbeirrt lief sie durch die Nacht, kletterte am Ende des Kirchhofs über die Mauer und verschwand. Bastian hetzte ihr nach. Er sprang ebenfalls über die Mauer, hielt dann jedoch schnaufend an. Wo war sie hin? Er rannte die Hubertusstraße hinauf. Seine Schritte hallten in

der engen Gasse von den Häuserwänden wider. Seine Augen durchforsteten die Dunkelheit nach dem hellen Gewand. Doch die Frau schien wie vom Erdboden verschluckt. Er blickte sich um und nahm die entgegengesetzte Richtung, bis er wieder an der Schloßstraße anlangte. Auch hier fand er keine Spur von ihr.

Was zum Henker trieb diese Frau mitten in der Nacht auf dem Kirchhof? Das Bild einer Hexe stieg in ihm auf. Schon spürte er, wie der Teufel seine langen, giftigen Finger nach ihm ausstreckte. Hastig wischte er das Bild fort und drehte wieder um.

»Habt Ihr den Untoten?«, krächzte Hugo, als er Bastian erblickte.

»Nein. Sie ist mir entwischt.«

»Sie?«

»Ja, verdammt. Habt Ihr denn nicht gesehen, dass es eine Frau in einem langen hellen Gewand war? Ihr hättet mir helfen können, sie zu fangen. Nun stehen wir mit leeren Händen da.«

»Eine Hexe«, schrie Hugo und bekreuzigte sich. »Ich wusste es gleich, die Sache geht mit dem Teufel zu.«

»Schweigt!«, befahl Bastian und packte Hugo am Kragen. »Ihr hört Euch an wie ein ängstliches Weib. Ihr seid Soldat. Habt Ihr das vergessen?«

Hugo zitterte tatsächlich am ganzen Leib. »Ihr solltet den Teufel und seinesgleichen nicht unterschätzen, Bastian Mühlenberg. Ihr wollt doch nicht, dass Eure Seele bis in alle Ewigkeit verflucht ist.«

Bastian schüttelte den Kopf. »Nein. Das will ich bestimmt nicht. Ich mache mich jetzt auf die Suche nach Peter und Wilhelmine und Ihr schert Euch zurück zum Mühlturm und haltet Ausschau. Wenn Ihr diese Frau seht, dann fangt sie ein, damit wir sie befragen können.« Er gab Hugo einen Schubs und sah zu, wie er in Richtung Mühle davonhuschte.

Bastian beobachtete den Kirchhof noch eine Weile und begab sich anschließend zur Kirche. Pfarrer Johannes kam ihm mit einem rauchenden Weihrauchfass entgegen. Er schwenkte das Gefäß so heftig hin und her, dass sich ringsherum Nebel ausbreitete. Der rundliche und in die Jahre gekommene Mann bewegte sich mit erstaunlicher Leichtigkeit. Wilhelmine und Peter tauchten hinter dem Pfarrer durch den dichten Weihrauch auf, als gehörten sie selbst zu den Untoten.

»Bastian. Schön, Euch zu sehen, mein Junge. Ich bin hier, um die Gemüter unserer Wilhelmine und Eurer Soldaten zu beruhigen.« Er verdrehte für einen kurzen Moment die Augen. »Sie wollen Untote auf unserem Kirchhof gesehen haben. Die gute Wilhelmine behauptet sogar, dass der Kratzer auf ihrer Wange vom Teufel persönlich stammt.« Johannes blieb abrupt stehen, zog die Alte zu sich heran und hielt ihr Kinn fest. »Leuchtet mit Eurer Fackel, Bastian. Seht Ihr die Verletzung? Ich denke vielmehr, Wilhelmnes Gatte hat wieder einmal die Beherrschung verloren.«

Wilhelmine drehte erbst den Kopf weg. »Warum wollt Ihr mir nicht glauben? Ich habe mir das nicht ausgedacht. Fragt doch Eure Soldaten. Sie haben mich auch zuerst ausgelacht,

und dann ist ihnen der Schreck selbst in die Glieder gefahren. Sie haben sich fast ins Hemd gemacht vor Angst.« Sie zeigte auf Peter. »Jetzt sagt etwas, Soldat!«

Peter machte einen Schritt rückwärts. Seine Augen tanzten nervös über den Kirchhof. »Da auf dem Friedhof war jemand. Die Gestalt hielt eine Kerze in der Hand und wanderte zwischen den Gräbern hin und her. Es war Teufelswerk.«

Johannes schwenkte sein Weihrauchfass und umhüllte die Anwesenden mit Nebel.

Bastian hustete. »Was habt Ihr vor?«

»Ich werde den bösen Geistern Einhalt gebieten, im Namen unseres Herrn«, erklärte Johannes und schwenkte den Weihrauch, während er die Mauer des Kirchhofs abschnitt.

Bastian folgte ihm und wandte sich nach ein paar Schritten an Wilhelmine. »Was genau habt Ihr denn nun gesehen?«

Die Alte bekreuzigte sich und murmelte ein Gebet, dann richtete sie ihre blassen Augen auf ihn. »Der Geist unseres ehemaligen Totengräbers – Gott hab ihn selig – stieg aus seinem Grab. Er trug nur ein Hemd und eine Kerze. Er lief herum und suchte nach Seelen, denen er Böses einhauchen kann.« Sie deutete auf den Kratzer an ihrer Wange. »Seht her. Er hatte mich fast. Nur mein Glaube an Gott hat mich vor ihm bewahrt. Er ließ von mir ab und rannte davon. Nein, er schwebte vielmehr über den Friedhof. Es war schauerlich! Ich habe sofort Hilfe geholt. Aber Eure Männer konnten wie gesagt nichts ausrichten. Deshalb sind wir zum Pfarrer gegangen.«

Bastian dachte an die Frau, die er verfolgt hatte. »Welche Farbe hatte sein Gewand?«

»Er trug Weiß, die Farbe der Unschuld, um die Lebenden zu täuschen.«

»Und Ihr seid sicher, dass es der Geist des Totengräbers war? Es könnte doch ebenso gut eine Frau gewesen sein.«

Wilhelmine runzelte die Stirn. »Wenn Ihr mich so fragt«, murmelte sie bedächtig und leckte sich mit der Zunge über die Unterlippe. »Vielleicht war es auch eine Frau. Doch was spielt das schon für eine Rolle? Die Toten sollen die Lebenden nicht behelligen.«

»Und was habt Ihr gesehen? Einen Mann oder eine Frau?«, wollte Bastian nun von Peter wissen.

Der zuckte müde mit der Schulter. »Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall war es das Werk des Teufels.«

»Ich denke, Ihr solltet Euch jetzt beruhigen und nach Hause begeben«, riet Pfarrer Johannes, der inzwischen die gesamte Friedhofsmauer mit seinem Weihrauchfässchen umrundet hatte. »Der Herr wird seine schützende Hand über Euch halten, während Ihr schlaft. Womöglich haltet Ihr Euch eine Weile von Eurem Gatten fern, Wilhelmine.« Er blickte von ihr zu Peter. »Und Ihr solltet schleunigst Euren Pflichten nachkommen. Wenn ich mich richtig entsinne, habt Ihr Wachdienst auf dem Mühlenturm.« Er legte Bastian die Hand auf den Arm. »Und Ihr, mein lieber Junge, solltet zu Bett gehen. Hier gibt es nichts mehr für Euch zu tun.«

Wilhelmine warf Bastian und Pfarrer Johannes einen bitterbösen Blick zu. »Ihr werdet schon noch sehen, was Ihr

davon habt. Ihr überseht die Zeichen des Bösen.« Sie hob drohend die dürre Hand, deutete auf den Kratzer an ihrer Wange und stieß einen Fluch aus. Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und tippelte nach Hause. Peter schien es auf einmal ebenfalls sehr eilig zu haben und verschwand in Richtung Mühlenturm. Bastian verabschiedete sich von Johannes und begab sich nach Hause. In seinem Schlafgemach angekommen, fiel er sofort in einen tiefen Schlaf.

Im Traum sah er immer wieder die Gestalt im weißen Gewand zwischen den Grabsteinen vor sich. Eine schreckliche Vorahnung beschlich ihn. Ob Wilhelmine recht damit hatte, dass das Böse aus den Gräbern gekrochen kam und nach den Lebenden griff? Der Weihrauch von Pfarrer Johannes hing ihm noch immer in der Nase, konnte ihn aber nicht beruhigen. Je weiter die Nacht voranschritt, desto intensiver wurde der quälende Albtraum, während sich der vermeintlich schützende Rauch mehr und mehr verflüchtigte. Die Gestalt rannte mit einem Mal nicht mehr vor ihm fort. Jetzt jagte sie ihn. Ein Wesen, nicht Mann, nicht Frau, direkt aus der Hölle krallte sich an seinem Wams fest und versuchte, ihn unter die Erde zu ziehen. Er klammerte sich mit aller Kraft an einen Grabstein. Doch das Böse war zu stark. Zentimeter für Zentimeter rutschte er tiefer, bis er schreiend unter der Erde verschwand.

»Wach auf«, rief eine Frau mit braunen Locken. »Wach auf!«

»Anna«, keuchte er im Schlaf und streckte die Hand nach ihr aus. Ihre grünen Augen musterten ihn besorgt. »Anna«, wiederholte er und spürte auf einmal eine unbändige Kraft in sich. Wie lange hatte er nicht mehr von ihr geträumt! Plötzlich war sie wieder da und stand ihm bei. Sein Herz machte einen freudigen Satz. Er ergriff ihre Hand, die so weich und warm war, dass ihm schwindelte. Sie half ihm hinaus aus dem kalten, dunklen Grab. Er setzte sich auf, schlang die Arme um sie und öffnete die Augen.

»Anna«, murmelte er glücklich und drückte sie an sich.

»Wach auf und lass mich los«, erwiderte eine tiefe Stimme. Irritiert ließ er von ihr ab.

»Wernhart?«

Bastian rieb sich die Augen und blinzelte verschlafen.

»Ich weiß, dass du heute Nacht auf Kontrollgang warst, und es tut mir leid, dich zu so früher Stunde aus dem Bett zu reißen, aber du musst sofort aufstehen.«

»Warum? Was ist passiert?« Bastian blickte sich um und stellte fest, dass sein Weib mitsamt den Kindern nicht mehr bei ihm war. Er hörte Geschirr klappern. Marie bereitete das Frühstück zu. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel.

»Ich habe gerade meinen Dienst am Rheinturm angetreten. Doch noch bevor das erste Schiff seinen Zoll entrichtet hat, haben wir einen Leichnam am Rheinufer entdeckt. Wir haben ihn nicht angerührt. Ihr solltet ihn unbedingt erst in Augenschein nehmen.«

II

Tim hatte die Nase gestrichen voll. Er hasste Spaziergänge. Vor allem, wenn sein Vater dabei die ganze Zeit an ihm herumnörgelte, nur weil er lieber am Computer herumhing, statt sich *die wahre Welt* anzusehen. Die wahre Welt. Die Worte stießen bitter in ihm auf. Stellten die paar Bäume jetzt die Welt dar? Die Natur war schlicht langweilig. Das viele Grün und die ach so frische Luft gaben ihm gar nichts. Da fuhr er lieber Autorennen oder schuf sich sein eigenes Universum an der Spielekonsole, in dem er der Meister war. Sein Vater nannte es Flucht und Faulheit, sogar Verantwortungslosigkeit. Er hätte nichts im Kopf, bisher nichts erreicht. Er hingegen empfand es als Vergnügen, als Entspannung. Es war exakt das, was er brauchte. Schließlich war er erst fünfzehn und längst nicht so verbraucht wie sein Vater. Tim blieb für einen Moment stehen und sog die Luft ein. Arrow schnüffelte aufgeregt an ein paar dicken Ästen. Wenigstens er hatte seinen Spaß in der richtigen Welt. Der Hund schnappte sich einen Stock und jagte damit durchs Dickicht. Tim schoss hinterher. Besser Arrow zu folgen, als sich weitere Moralpredigten seines Vaters einzufangen.

Was wusste der denn schon von seinem Leben? Er saß doch die ganze Zeit wie in einer Seifenblase in seinem Büro. In einem glitzernden Turm aus Glas. Von morgens bis spätabends. Oft auch an den Wochenenden. Während er und Mutter zu Hause mit echten Problemen kämpften. Zum Beispiel mit der Demenz seiner Großmutter. Vor ein paar

Tagen hatte sie die Gardinen zerschnitten. Vor einer Woche beinahe das Haus angezündet. Von ihren ständigen Schreien ganz zu schweigen.

Wann jemals hatte sein Vater die eigene Mutter schreien gehört? Noch nie. Er war ja nie da, wenn es ihr schlecht ging. Wenn die Vergangenheit sie einholte. Sie sich von russischen Soldaten umzingelt glaubte und um ihr Leben rannte. Wenn sie um sich schlug, weil sie ihn, ihren eigenen Enkel, nicht mehr erkannte. Weil sie ihn für den Feind hielt. Für jemanden, der ihr an den Kragen wollte. Der hinter ihrer Unschuld her war, die sie vor Ewigkeiten verloren hatte. Er hatte genug davon. Mehr als genug von diesem sogenannten wahren Leben, von dem sein Vater nicht das Geringste wusste. Seine Mutter wollte ihn schonen. Er arbeitete schließlich so viel. Schaffte das Geld heran. Geld, das ihnen ein riesiges Haus in bester Lage und erheblichen Luxus beschert hatte. Nur dass man mit all diesem Geld keine Gesundheit kaufen konnte. Keine Medizin, die seiner Großmutter die Last der Vergangenheit nahm und die Löcher in ihrem Gedächtnis stopfte. Und auch Liebe konnte man mit Geld nicht erwerben. Dieser Mann, der täglich frisches Gemüse brachte und in letzter Zeit immer öfter zum Essen blieb, der lachte mit seiner Mutter. So glücklich kannte er sie gar nicht.

Er nahm Arrow den Stock ab und schleuderte ihn, so weit er konnte. Der verspielte Hund preschte hinterher.

»Tim? Tim, wo bist du?«

Seine Laune sank auf einen neuerlichen Tiefpunkt. Sein Vater hatte aufgeholt. Vermutlich bereitete er die nächste Schimpftirade vor. *Warum kannst du nicht ruhig und gesittet auf dem Weg laufen? Warum treibst du dich im Unterholz rum? Sieh dir mal deine Hose an. Sie ist eingerissen. Wer soll das alles bezahlen? Du frisst mir noch die Haare vom Kopf ...* Er ertrug es nicht mehr. Keine Sekunde länger. Entschlossen lief er tiefer in den Wald. Sollte sein Vater doch nach ihm suchen. Er konnte es ihm sowieso nie recht machen.

Arrow kam mit dem Stock zurück. Wieder warf er ihn fort und folgte seinem Hund. Das Waldstück war nicht sonderlich groß. Nur eine kleine Oase inmitten von Feldern. An diesem warmen Morgen schien außer ihnen noch niemand hier zu sein. Es war viel zu früh. Jeder normale Mensch schlief samstags aus. Nur sein Vater nicht. Statt einem gemütlichen Frühstück gab es einen Waldspaziergang mit knurrendem Magen. Wie sollte man da die Natur genießen? Seine Mutter hatte es gut. Sie behauptete, auf Großmutter achtzugeben. Dabei wusste Tim ganz genau, dass heute Morgen eine frische Gemüselieferung anstand.

»Tim?«

Er duckte sich hinter einen Busch. Flink nahm er Arrow den Stock ab und drückte den Hund an sich. Durch die Bäume hindurch beobachtete er seinen Vater, der sich auf der Suche nach ihm mehrmals im Kreis drehte. Tim wartete im Dickicht, bis sein Vater weiterging. Als er ihn nicht mehr sah, richtete er sich auf und betrat die Lichtung, auf der sich der

Spielplatz befand. Arrow folgte ihm schwanzwackelnd. Er steckte ihm ein Leckerli zu und steuerte die Schaukel an. Doch bevor er sich setzte, blickte er sich um. Schließlich wollte er nicht beim Schaukeln gesehen werden. Das war was für Kinder. Eigentlich.

Ein Windhauch wehte herüber und brachte den Geruch von verbranntem Holz mit sich. Tim schnupperte und bemerkte eine weitere, unangenehme Note in der Luft. Sein Blick wanderte in die Richtung, aus der der Gestank kam. Im ersten Moment dachte er an eines seiner Computerspiele. Das, in dem eine fiktive mittelalterliche Welt erschaffen wurde, in der er gegen Magier, Ritter und Drachen bestehen musste. Diese Welt besaß ihre eigene Ordnung und Gesetze. Wer beim Stehlen erwischt wurde, verlor ein Ohr. Hexen wurden verbrannt, wenn sie schädliche Zauber aussprachen.

Seine Augen klebten augenblicklich an einer verkohlten Gestalt, die dort an einem Pfahl mitten in einem Scheiterhaufen hing. Tim blinzelte. Sein Herz setzte einen Moment aus. Arrow ließ den Stock fallen und knurrte. Tim konnte sich nicht rühren. Erst als der Hund mit einem gewaltigen Satz lossprang, lief er hinterher. Obwohl er in seinen Computerspielen den Tod gesehen, ja ihn sogar selbst verursacht hatte, schoss eine Welle der Übelkeit in ihm hoch. Er übergab sich. Das Erbrochene landete auf seinen Schuhen und auf seiner Hose. Der Geruch nach verbranntem Fleisch drang in jede seiner Poren ein. Keuchend richtete er sich auf und starrte den Tod an. Er schnaufte tief durch und schrie dann nach seinem Vater.

Das hier vor ihm, das war die wahre Welt.

...

»Wie geht es ihm?«, fragte Kriminalkommissar Oliver Bergmann und warf dem blassen Jungen einen mitfühlenden Blick zu.

»Er steht unter Schock. Ich habe ihm ein Beruhigungsmittel gegeben.« Die Ärztin packte ihren Koffer zusammen und schob ihn in den Rettungswagen unter eine Bank. »Wir nehmen ihn zur Beobachtung mit. Seinen Vater auch. Beide haben sich mehrfach übergeben. Der Puls des Vaters ist immer noch viel zu hoch. Wir müssen sein Herz überprüfen.«

»Kann ich mit den beiden sprechen?«

Die Ärztin nickte knapp. »Bitte nur kurz. Der Weg durch den Wald dauert. Wir kommen hier im Notfall nicht schnell genug voran.«

»Danke.« Oliver gab seinem Partner Klaus Gruber ein Zeichen und ging mit ihm auf den Jungen zu, der zusammengesunken wie ein Häufchen Elend auf einer Holzbank hockte. Er hatte dem Scheiterhaufen den Rücken zugewandt. Um seine Schultern war eine goldfarbene Rettungsdecke gewickelt. Tim Berling zitterte trotzdem am ganzen Leib. Seine Füße wippten wie Gummibälle auf und ab. Oliver stellte sich vor und ging in die Hocke, damit er mit Tim auf Augenhöhe reden konnte.

»Ihr werdet gleich ins Krankenhaus gebracht. Das ist eine reine Vorsichtsmaßnahme. Aber vorher möchten wir dir und deinem Vater ein paar kurze Fragen stellen.«

Tim warf einen vorsichtigen Blick zu seinem Vater. Der reagierte umgehend und ließ den Sanitäter, der gerade seinen Blutdruck messen wollte, stehen.

»Sind Sie von der Kriminalpolizei?«, fragte er und nahm neben Tim auf der Bank Platz. Fürsorglich legte er den Arm um seinen Sohn, eine liebevolle Geste, die Oliver sofort registrierte.

»Ja. Wir haben ein paar Fragen an Sie.« Oliver wiederholte seinen und Klaus' Namen und streckte dem Mann die Hand entgegen. Frank Berling ging es offenkundig nicht besonders gut, seine Hand war heiß und schwitzig. Hoffentlich spielte sein Kreislauf nicht verrückt. Trotzdem wollte Oliver mit der ersten Befragung nicht warten. Aus Erfahrung wusste er, dass sich die Erinnerungen der Zeugen mit der Zeit veränderten. Manche Aspekte wurden neu gewichtet und erlangten eine stärkere oder schwächere Bedeutung. Bestimmte, unwichtig erscheinende Details wurden einfach vergessen. Das war ein ganz normaler Vorgang. Das menschliche Gehirn funktionierte effizient, es speicherte nur die relevanten Dinge auf Dauer ab. Deshalb war es umso wichtiger, die Eindrücke dieser beiden Zeugen sofort aufzunehmen. Er sparte sich die Fragen nach den Personalien und kam direkt zur Sache.

»Um wie viel Uhr haben Sie den Leichnam entdeckt?«

Tim machte große Augen. Er hatte offensichtlich keine Ahnung, wie spät es überhaupt war. Frank Berling runzelte angestrengt die Stirn.

»Wir sind heute Morgen um kurz nach sieben aufgestanden und gleich darauf losgefahren. Mein Wagen parkt auf dem Parkplatz am Feldrand. Von dort aus benötigt man knapp zehn Minuten bis in den Wald, wo wir höchstens eine halbe Stunde waren. Es muss also gegen acht Uhr gewesen sein.«

»Waren noch andere Spaziergänger unterwegs?«, fragte Oliver und machte sich eine Notiz.

Frank Berling schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe niemanden gesehen. Mein Sohn auch nicht.« Er warf Tim einen fragenden Blick zu.

»Nein«, sagte der Junge. »Wir waren die Einzigen. Wir und Arrow.« Er deutete auf den großen braunen Hund, der die ganze Zeit zu seinen Füßen lag und bei der Nennung seines Namens kurz den Kopf hob.

»Ist Ihnen auf dem Weg hierher oder auch schon vorher ein anderes Fahrzeug aufgefallen? Jemand, der sich vielleicht von hier entfernt hat?«

Frank Berling dachte nach. »Ich kann mich ehrlich gesagt nicht entsinnen. Sie müssen wissen, dass die Stimmung zwischen meinem Sohn und mir heute Morgen nicht die beste war. Er wollte eigentlich zu Hause bleiben.«

Über Tims Miene huschte ein Schatten. Der Junge steckte mitten in der Pubertät. Vermutlich hätte er lieber am Computer gespielt oder mit Freunden gechattet, als mit

seinem Vater im Wald spazieren zu gehen. Dazu noch an einem Samstagmorgen, wo mancher Halbwüchsiger bis zum Mittagessen schlief.

»Verstehe«, erwiderte er deshalb nur und blickte Tim an.

»Es ist Wochenende. Wir waren die Einzigen«, wiederholte der Teenager und jetzt konnte Oliver den Trotz in seiner Stimme hören.

Oliver nickte freundlich. »Kannst du mir zeigen, von welcher Seite du auf den Spielplatz gelangt bist und wie du die Leiche entdeckt hast?«

Tim sackte in sich zusammen. Offenbar wollte er sich keinesfalls erinnern. Sein Blick war starr geradeaus gerichtet, der Hals steif, so als wollte er sich unter keinen Umständen zu dem Scheiterhaufen umdrehen. Mit zittriger Hand deutete er nach rechts, ohne den Kopf zu heben.

»Ich bin von dahinten aus dem Wald gekommen. Arrow lief voraus. Ich hab einen Stock für ihn geworfen. Zuerst hab ich Verbranntes gerochen, dann den Scheiterhaufen gesehen.« Er stockte einen Moment. »Da lag ganz schön viel Müll im Dickicht.«

Oliver blickte sich nach Ingrid Scholten um. Die Leiterin der Spurensicherung stand kerzengerade vor dem Scheiterhaufen. Um sie herum wuselten ihre Mitarbeiter, eingepackt in weiße Overalls und ausgestattet mit Plastiktüten für die Sicherstellung von Beweismaterialien. Scholtens Erscheinung war – von der Frisur angefangen bis hin zu ihrem makellos gebügelten Kostüm – wie immer perfekt. Oliver bedankte sich bei dem Jungen und seinem

Vater und übergab die beiden der Ärztin, die sie sofort in den Rettungswagen verfrachtete. Oliver ging zu Scholten hinüber und zog Klaus mit sich.

»Sieht aus wie eine Hinrichtung. Meinen Sie nicht?«, fragte Scholten, schon während sie sich zu ihnen umdrehte. »Wir haben bis jetzt nicht sonderlich viel gefunden. Da vorne rechts am Scheiterhaufen ist ein halber Schuhabdruck. Ziemlich tief eingesunken. Der Größe und Form nach zu urteilen, ein Mönnerschuh. Könnte vom Täter sein. Leider laufen auf diesem Spielplatz eine Menge Leute herum und ein Großteil der Fläche ist mit Kieselsteinen bedeckt. Wir werden die Erde um die Leiche gleich noch eingehend auf Spuren untersuchen. Vielleicht können wir feststellen, aus welcher Richtung der oder die Täter gekommen sind.«

»Schauen Sie bitte auch im Wald nach.« Oliver zeigte in die Richtung. »Der Junge kam von dort und hat im Dickicht viel Müll bemerkt.«

Scholten nickte und schnippte mit dem Finger. Eine Mitarbeiterin erhob sich vom Boden und folgte ihren knappen, aber präzisen Anweisungen.

»Woher er wohl das Material für den Scheiterhaufen genommen hat? Ein Lastwagen schafft es nicht durch den Wald. Er muss mehrfach mit dem Auto gefahren sein«, murmelte Oliver und betrachtete das verbrannte Opfer. Leere, dunkle Augenhöhlen starrten ihn aus einem verkohlten Schädel an. Anstelle der Haare war eine schwarze Rußschicht geblieben, die klumpig am Kopf klebte. Der Unterkiefer hing lose herab. Sämtliche Zähne ragten wie

düstere Stümpfe aus dem Kieferknochen. Die Rippen traten deutlich hervor. Das Opfer steckte in einem Drahtgeflecht fest, mit dem es offenbar an dem Holzpfehl festgebunden worden war. Auf unheimliche Weise wirkte es in dieser halb aufrechten Position immer noch lebendig. Der untere Körperteil war zu einer schwarzen Masse zusammengeschrumpft. Es war unmöglich, zu sagen, ob hier eine Frau oder ein Mann verbrannt war.

»Er brauchte kein Auto. Material lagert gleich da drüben zur Genüge, nur ein paar Meter entfernt. Der ganze Wald ist voll davon. Er musste es bloß zu einem Haufen aufschichten«, erklärte Scholten. »Vermutlich hat er das Opfer mit Benzin übergossen. So verkohlt, wie es hier aussieht, hat das Feuer auf jeden Fall eine extrem große Hitze entwickelt. Wir müssen natürlich das Ergebnis der Rechtsmedizin abwarten, aber ich denke, unser Opfer ist weiblich. Zumindest deuten die übrig gebliebenen Knochen darauf hin.« Sie hob den Zeigefinger. »Wichtig für die Ermittlungen könnte sein, dass das Feuer wieder gelöscht wurde. Sehen Sie die weißen Spuren auf dem Boden? Das ist Löschmittel.«

Klaus ging in die Hocke und musterte die Stellen. »Warum hat er das Feuer denn nicht einfach ausbrennen lassen?«

»Vielleicht wollte er nicht entdeckt werden«, erwiderte Oliver und fragte sich, wie schnell ein Mensch verbrannte. Mit Benzin als Brandbeschleuniger vergingen wahrscheinlich nur wenige Minuten.

»Das könnte ich mir auch vorstellen.« Scholten stimmte ihm zu. »Die Feuerwehr in Zons braucht keine zehn Minuten bis hierher. Ich denke, dass die Flammen ziemlich hochgeschlagen sind. Es wundert mich sowieso, dass niemand das Feuer gesehen hat.« Ingrid Scholten schaute sich um. »Aber vermutlich ist der Wald so dicht, dass man aus der Entfernung nichts sieht, selbst nicht bei Nacht.«

Oliver dachte nach. Sie befanden sich in einem Naturschutzgebiet vor den Toren von Zons. Der Wald war rundherum von Feldern umgeben. Das erste Wohnhaus lag mehr als einen Kilometer entfernt. Sie könnten trotzdem die Anwohner befragen, vielleicht hatte doch jemand etwas bemerkt.

»Wir haben einen Benzinkanister gefunden.« Die Mitarbeiterin der Spurensicherung, die Ingrid Scholten vor ein paar Minuten losgeschickt hatte, kam mit hochrotem Kopf zurück. »Und noch etwas ...« Sie stieß die Luft aus und hielt eine Pinzette in die Höhe. »Das hier klebte daran.«

Oliver kniff die Augen zusammen und staunte nicht schlecht. »Ein langes rotes Haar«, murmelte er, und sofort sprang sein Kopfkino an.

...

Hier endet die Leseprobe.

Wie geht es weiter?

Das vollständige Taschenbuch finden Sie im Shop von Catherine Shepherd.

Taschenbuch im Shop ansehen